

Verliebt in einen Wolf

-

Sam und Moe

Ein Roman von

Pat Grace & Sabrina Georgia

Es war so nicht geplant,
doch irgendwie gehören sie nun dazu...

Mit den Charakteren aus:
»Yvor und Yvi«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Verliebt in einen Wolf – Sam und Moe
Pat Grace & Sabrina Georgia

1. Auflage
September 2018

© 2018 DerFuchs-Verlag
D-69231 Rauenberg (Kraichgau)
info@DerFuchs-Verlag.de
DerFuchs-Verlag.de



Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk, einschließlich aller Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Alle Rechte, insbesondere die der Vervielfältigung, Verbreitung, Überset-
zung und Verfilmung liegen beim Verlag. Eine Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen ohne Genehmigung des
Verlags ist strafbar.

ISBN 978-3-945858-66-0 (Taschenbuch)
ISBN 978-3-945858-67-7 (ePub)

Sabrina:

Danke an Pat für dieses Schreibvergnügen! ;- Es hat so
dermaßen Spaß gemacht, dass wir es in sage und schreibe drei
Wochen zu diesem Buch gebracht haben. Wahnsinn! <3
Ich freue mich schon darauf, die nächsten Abenteuer von Sam
und Moe mit dir zu erleben ... :)*

Pat:

Es war mir eine Ehre.



Es war mal wieder, einer dieser Tage ... Einer dieser Art, an denen man alles schrecklich nervig fand!

Im Wartezimmer von Frau Doktor Nowak starrte ich auf die Wand gegenüber von mir und fragte mich, wieso immer und irgendwo in solchen Praxen Clowns hingen? War das eine geheime Vereinbarung unter allen Psychiatern? Hatten berühmte Filme uns nicht schon längst wissen lassen, dass Clowns böse waren?

»Herr Landvogt, kommen Sie doch bitte ins Sprechzimmer!«, hörte ich die freundliche und ruhige Stimme der Frau Doktor und rappelte mich auf. Ich konnte mir ein Schnaufen nicht verkneifen und schlurfte mehr hinein, als dass ich marschierte.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte sie mit einem Lächeln und deutete mit der Hand auf die beiden Stühle in ihrem Sprechzimmer. Wie ein nasser Sack ließ ich mich hineinfallen und sah mich um. Es sah noch genauso aus, wie beim letzten Mal, dem Mal zuvor und den anderen, die ich hier bereits verbracht hatte!

»Moritz, wie geht es Ihnen denn heute?«, begann sie das Gespräch, wie so oft.

»Wie immer. Und ich heiße Moe!«, gab ich eher desinteressiert von mir und griff in die Schüssel mit den Schokoladenbonbons vor mir.

»Natürlich. Bedienen Sie sich Moe!«, schmunzelte sie und schob die Schüssel näher zu mir hin, was nicht nötig gewesen wäre.

»Wir haben beim letzten Mal in einer Art Rollenspiel geübt, wie Sie mit Ihren Eltern über Ihre Sexualität sprechen können. Konnten Sie diese Übung anwenden?«, fragte sie interessiert und sah mich mit durchdringendem Blick an.

»Nein«, kam es ziemlich knapp von mir und ich griff nach dem nächsten Bonbon, um mir mehr Zeit zu verschaffen.

»Nein?«

Ich schüttelte den Kopf, zuckte mit den Schultern und wiederholte: »Nein!«

Die Therapeutin seufzte nun kurz, was eher ungewöhnlich für sie war, es sei denn, sie würde mir gleich eine Predigt halten.

»Wie wollen Sie denn mit der Situation klar kommen, wenn Sie die Lösungsansätze gar nicht erst versuchen?«, meinte Yvonne Nowak und legte eine Hand auf meinen Arm.

Ein warmes Kribbeln machte sich auf meiner Haut breit und sorgte dafür, dass ich eine Gänsehaut bekam. Ein Gefühl von Verständnis und Wärme machte sich in mir breit und ich zog den Arm zurück, sodass sie mich loslassen musste. Kaum war dies geschehen, fühlte ich mich genauso mies wie vorher. Sie bemühte sich dennoch um ein Lächeln und schwieg. War ich etwa wieder an der Reihe zu reden?

Ich war mir nicht sicher, was ich überhaupt wollte. Der eigentliche Grund für dieses Theater war, dass meine Eltern der Meinung zu sein schienen, mich ›heilen‹ zu müssen. Heilen im Sinne von wieder

›normal‹ werden. Aber was war heute schon noch ›normal‹?

»Wie stellen Sie sich das denn vor? Ich soll meinen Eltern sagen, dass ich schwul bin, obwohl ich noch nicht einmal selbst weiß, ob ich es bin?! Wieso ist das überhaupt wichtig?«, knurrte ich und verschränkte die Arme, wie ein bockiges Kind, vor der Brust.

»Ist es denn für Sie wichtig?«, hörte ich die Gegenfrage und wäre am liebsten aufgesprungen.

»Natürlich ist es mir wichtig! Alle um mich herum reden von dem armen Jungen, der mit seiner Sexualität nicht klar kommt. Der arme Junge, der keine Freunde mehr hat, weil er sich für Männer interessiert. Der Bemitleidenswerte, dessen Eltern jeden Mist glauben, den andere über ihn sagen! Der Verrückte, der deswegen zu einer Seelenklempnerin geschickt wird, um geheilt zu werden!«, redete ich mich in Rage.

Am liebsten hätte ich hier alles umgeworfen, kaputt gehauen und wäre aus der Praxis gestürmt. Das Ganze machte mich so unendlich wütend, dass mir die Tränen in die Augen schossen und ich mein Gesicht in den Händen vergrub.

Erneut, spürte ich eine Hand, aber diesmal auf meiner Schulter.

»Es wird alles gut, Moritz! Glaub mir ... Erwachsenwerden ist nicht einfach und es jedem recht zu machen, sogar unmöglich. Es ist nur wichtig, was du denkst und fühlst!«, redete sie auf mich ein und seltsamerweise fiel mir ein Stein vom Herzen.

»Wieso, soll ich immer wieder etwas abstreiten, es richtig stellen, mich rechtfertigen, wenn mir doch eh keiner glaubt?« Meine Stimme klang brüchig und Frau Doktor räusperte sich.

»Wir machen doch endlich einen Schritt nach vorn: Du redest! Lass uns diesen Moment ausschöpfen und schauen, wohin unser Gespräch führt.« Als ich den Kopf hob, lächelte sie und nahm die Hand von meiner Schulter. Diesmal blieb allerdings ein Gefühl von Stärke und das es richtig war, mal den Mund aufzumachen.

Kaum, dass ich die Praxis verlassen hatte, überkam mich der Gedanke, es würde eh nichts bringen. Frau Doktor hatte mir eine Aufgabe für zu Hause gegeben: Ich sollte über meine ›besonderen‹ Gefühle nachdenken. Keine Ahnung, was sie da von mir verlangte. Allmählich bekam ich Kopfschmerzen vom vielen Grübeln.

Schnaufend stieg ich auf mein Skateboard und fuhr die Straße entlang nach Hause. In meinem Kopf drehten sich die Gedanken schon im Kreis vor lauter Reflektieren.

Ich war siebzehn Jahre alt, hatte bis vor einem Jahr die eine oder andere Freundin gehabt, ging aus, hatte Spaß und war auch recht beliebt gewesen. Selbst mein streberhaftes Auftreten hatte für die Leute kein Problem dargestellt. Hast du Geld, hast du Freunde!

Allerdings sprach sich recht schnell herum, dass ich bei den Mädels nie zum Zug kam. Entweder hatte ich das Gefühl, es war nicht die wahre Liebe, oder ich fühlte mich rasch gelangweilt und trennte mich frühzeitig. Am Anfang hieß es sogar, ich wäre ein Aufreißer! Irgendwann jedoch wendete sich das Blatt und es hieß, ich würde auf Männer stehen und

deswegen bei Mädchen keinen hochbekommen. Dabei war dies nicht der Fall!

Das Gerücht machte die Runde, noch bevor der Schultag vorbei war. Es wurde getuschelt, gelacht, wenn man mich sah oder mit dem Finger auf mich gezeigt.

»Was ist los?«, hatte ich gefragt, naiv wie ich war und wunderte mich, dass man mir nicht antwortete, sondern mich stattdessen mied.

Wirklich ehrlich stellten sich dann erst die ›coolen Kids‹ heraus, die mich ›Schwuchtel‹ oder ›Anuslecker‹ nannten. Ich verstand die Welt nicht mehr. Was sollte ich sein?! Das Drama, fand seinen Höhepunkt, als ich zu Hause ankam. Meine Mutter saß weinend in der Küche, angelehnt an die starke Schulter meines Vaters.

»Was haben wir nur falsch gemacht, Wilhelm?«, wimmerte sie.

Schnellen Schrittes ging ich auf die beiden zu.

»Ist was passiert? Jemand gestorben?«, wollte ich wissen, da mir dieses Bild so surreal vorkam.

»Bist du schwul?«, wollte mein Vater direkt und deutlich heraus wissen und ich schüttelte geschockt den Kopf.

»Nein! Wie kommt ihr denn darauf?« Ich quiekte unbewusst sehr hoch, was es nicht gerade glaubwürdig machte.

»Es ist nicht schlimm, mein Junge! Das ist vielleicht nur eine Phase. Das bekommen wir in den Griff. Dein Vater und ich haben uns schon einmal informiert. Wir glauben, es würde dir helfen, ein paar Gespräche mit einem Profi zu führen.« Mutter lächelte mit tränenverschleiertem Blick und tätschelte dabei meinen Arm. Die Tränen liefen ihr die Wangen hinunter, wie riesige Perlen.

An diesem Tag endete mein Leben, wie ich es bisher geführt hatte.

»Pass doch auf!«, schrie mich der Nachbar der unteren Straße an und ich erkannte erst jetzt, dass ich ohne Warnung ungebremst in ihn hineingefahren wäre.

»'Tschuldigung!«, brüllte ich noch, als ich an ihm vorbei düste.

Ohne mich umzuschauen, nahm ich noch einmal Schwung und sah unser Haus näher kommen. Da heute Freitag war, musste ich mich nach der Sitzung beeilen, sodass ich meinem Nebenjob nachkommen konnte. Ich lieferte für Alberto DaSilva Pizzen aus, auf einem Mofa, das er mir zur Verfügung stellte. Den Job machte ich definitiv nicht gern, da mir aber der Geldhahn nach einem Streit mit meinem Vater bezüglich meiner Einstellung nach dem Abitur, zugedreht worden war, blieb mir nichts anderes übrig.

Albertos Pizzen waren bei aller Liebe nicht die Besten. Ganz im Gegenteil! Wenn man die Wahl hatte, zwei Dörfer weiter zu fahren, taten die Leute das freiwillig. Dennoch gab es genug Kunden, die entweder zu faul waren etwas Anderes auszuprobieren, oder Alberto einfach die Treue hielten.

Ich musste mich wirklich beeilen, um nicht zu spät zu kommen. Zeit war kostbares Geld, denn Alberto war gnadenlos darin, mir bei Unpünktlichkeit Geld abzuziehen. Dieser alte Geizkragen!



Wütend sah ich dem Jungen nach, der mich beinahe über den Haufen gefahren hätte. Ich kannte ihn. Er war der Sohn von Wilhelm und Liane, meine mir ziemlich unsympathischen Nachbarn, die jedes Mal den Eindruck machten, als wären sie einer Seifenoper entstieg. Das Problem daran war, dass ich ihnen dieses Theater nicht abnahm. Liane war keine brave Hausfrau und treusorgende Mutter, dafür machte sie mir zu oft schöne Augen. Hätte ich mich darauf eingelassen, wäre sie bestimmt schon mindestens einmal durch mein Bett gerutscht. Und Wilhelm? Den interessierte nur die Arbeit. Der Sohn konnte einem leidtun.

»Was hast du draußen denn so lange gemacht?«, fuhr Ava mich an, als ich endlich durch den Garten und das Haus geschlendert war. Sie räkelte sich auf der Couch und betrachtete mich mit einem eindeutigen Blick. Sie starrte auf den Bund meiner Jeans und leckte sich die Lippen. Ich seufzte.

»Ist es mal wieder so weit? Du verhältst dich wie eine läufige Hündin, Schwester.«

Sie schnaubte, näherte sich mir dennoch. Es bestand kein Zweifel, was sie wollte, aber gerade jetzt hatte ich keine Lust auf Matratzensport. Ich musste mich um wichtige Angelegenheiten kümmern.

»Tu uns beiden einen Gefallen und such dir jemand anderen zum Spielen«, knurrte ich aus diesem Grund und ließ meine Schwester stehen.

Sie brüllte mir etwas hinterher, das ich nicht verstand, doch es war mir auch egal. Avas Spielchen kannte ich zu genüge und war oft auf sie hereingefallen. Mittlerweile wusste ich, wer ich war und, dass ich es nicht nötig hatte, ihren Liebesknochen zu mimen. Die Haustür fiel mit lautem Knall ins Schloss und ich entspannte mich augenblicklich. Natürlich liebte ich Ava. Sie und ich hatten schon viel miteinander durchgestanden. Es war allerdings so, dass ich mich weiterentwickelt hatte, während sie an ihrem wölfischen Anrecht auf mich festzuhalten schien. Klar, die Triebe kamen auch bei mir oft durch, doch meist konnte ich sie gut kontrollieren.

Mein Handy klingelte und ich warf einen Blick aufs Display. Irritiert ging ich dran.

»Hey, was gibt es, großer Meister?«

»Du sollst aufhören, mich so zu nennen, Sam!«, brummte mein Gesprächspartner, aber schlechte Laune war ich bei ihm ja längst gewohnt. Chefermittler Robert Allerton klang meist, als würde er einem demnächst durch den Hörer kommen. Früher hätte ich einen Vampir als Plage empfunden, doch Robert war anders.

»Dann eben ›Hi Robert!‹. Was ist los? Du meldest dich doch sonst immer erst Ende des Monats, um meinen Bericht zu hören.«

Der Chefermittler knurrte. Bei dieser schlechten Laune musste etwas Schreckliches vorgefallen sein.

»Du weißt, ich habe geschworen, eure Existenz vor dem Rat geheim zu halten, aber jetzt wird es kritisch, Samuel: Es wurden gestern drei Leichen mit Biss-

spuren gefunden ... Die Kehlen der Opfer waren aufgerissen! Läuft bei euch ein Wolf Amok?«

Mein Herz setzte erst einen Schlag aus, um dann mit voller Wucht durch die Decke zu gehen. Leichen mit aufgerissenen Kehlen bedeuteten nichts Gutes!

»Ich hätte spontan keine Idee, wer es gewesen sein könnte. Es wäre auch möglich, dass es keiner meiner Sippe war«, gab ich zurück, aber Robert interessierten meine Ausflüchte nicht. Er war eher der Typ für Lösungen ... schnelle Lösungen! »Ich kümmere mich darum.«

»Das hoffe ich für uns beide. Sollte der Rat dahinter kommen, dass es fortan Wölfe gibt, ist die Hölle los. Das Gesetz, einen Werwolf zu töten, wenn man einem begegnet, existiert noch, Sam. Dass ich mich strafbar mache, ist meine kleinere Sorge, aber wenn deine Sippe tötet ...«

»Ist ja gut! Ich werde mich darum kümmern!«, knurrte ich ihn nun wütend an und legte auf, ehe Robert ein weiteres Wort sagen konnte. Glücklicherweise beendete der Chefermittler viele seiner Gespräche auf die gleiche Weise und würde es mir nicht übel nehmen.

So bekam ich einen zusätzlichen Punkt auf der To-do-Liste. Stinksauer, dass ich eine solche Entgleisung von einem Vampir erfuhr, statt von meinen eigenen Leuten, telefonierte ich beinahe drei Stunden mit diversen Rudeln. Es schien jedoch niemand von einem frisch gewandelten Wolf zu wissen, der sein Unwesen trieb.

»Bist du dir eigentlich sicher, dass dies nicht von Adrian verursacht wurde?«, stellte mir einer der Angerufenen die Frage, die ich bislang komplett verdrängt hatte, und ich seufzte. Ich hoffte inständig,

dass dies nicht der Fall war. Sollte Adrian in diese Morde verwickelt sein, würde es Krieg geben.

»Hoffen wir, dass es keiner der beiden Rudel war«, gab ich zurück und wandte mich meinem Laptop zu.

Robert hatte mir Bilder des Tatorts geschickt. Ich betrachtete die Aufnahmen der grausam entstellten Leichen. Kein Zweifel, es war tatsächlich ein Wolf gewesen. Diese Bestätigung schmerzte. Ich hatte so viel getan und riskiert, um ein friedliches Leben zu haben, und nun setzte irgendein Dummkopf dies alles für sämtliche Mitglieder des Rudels aufs Spiel.

›Meine Quellen haben noch keine Antworten liefern können. Es wird etwas Zeit brauchen, den Streuner zu finden«, tippte ich hastig eine Mail an ihn und versprach, die Hinweise bis in einer Woche zu senden. Hoffentlich reichte diese Zeit.

Ein ›Pling‹ kündigte eine eintreffende E-Mail an und ich öffnete diese angespannt.

›Ich gebe dir zwei, aber dafür sei gründlich! Pass auf dich auf, Freund.«

Roberts Antwort ließ mein Herz schwer werden. Ich erinnerte mich an unser erstes Treffen. Damals hatte ich noch unter falschem Namen versucht, mir eine Existenz aufzubauen. Die Tochter eines Geschäftspartners, der sich im Nachhinein als Vampir herausstellte, war verschwunden und ein Ermittler befragte Zeugen. Dieser Störenfried war Robert Allerton gewesen. Er hatte sofort den Verdacht, dass mit mir etwas nicht stimmte, doch das auf andere Weise, als er vermutete. Ich hatte mich um die Tochter des Geschäftspartners bemüht, um an dessen Macht zu kommen, sie war jedoch verschwunden und ließ mich mit einem sturen Ermittler und keinerlei Hinweisen zurück. Robert war anders. Er kam nach und nach hinter mein Geheimnis,

machte allerdings keine Anstalten, mich zu verraten. Die Tochter des Vampirs tauchte glücklicherweise auch wieder auf, sodass niemanden Roberts Berichte interessierten.

»Meiner Meinung nach zählt der Charakter«, hatte er eröffnet und mir einen Umschlag in die Hand gedrückt. Sein Bericht, den er niemals abgegeben hatte. Er war hinter alles gekommen! »Mein Boss wird es nicht verstehen, deshalb sollten wir es für uns behalten. Bleib anständig, Sam.«

Danach hatte sich mein Leben vollständig verändert. Die Geschäfte kamen ins Rollen und es gab keinen Grund mehr, mich mit irgendwelchen illegalen Dingen herumzuschlagen. Durch unsere extrem guten Nasen waren mein Rudel und ich in der Lage, ein Imperium mit neuen Parfums und Stoffen zur Verfeinerung herzustellen. Ich war kein Chemiker, doch ich wusste, was den Leuten die Sinne vernebelte.

Der nächste Termin stand an und ich schnappte mir Handy, Schlüssel für meinen Wagen und die Unterlagen, die ich gleich benötigen würde. Der Kunde war kein unbeschriebenes Blatt, aber er kaufte legal bei uns ein. Ab und an witzelte er, dass man mit unseren Umsätzen einiges anstellen könnte, doch davon wollte ich nichts wissen. Obwohl ich ein echtes Arschloch sein konnte, wenn es darauf ankam, blieb ich mittlerweile auf der sicheren Seite. Meine Sippe stand an erster Stelle. Ich hatte die Aufgabe, diese zu beschützen und das tat ich mit aller Kraft.

»Oh, hallo Nachbar!«, begrüßte mich Liane Landvogt, als ich zum Wagen ging und bewegte sich automatisch neckisch, dass ich etwas besser in ihren Ausschnitt schauen konnte. Manchmal hatte ich diese

Spielchen satt, aber die Frauen reagierten auf mich nun einmal so.

»Hallo Liane.« Ich tat ihr den Gefallen, sah tief in diese grünen Augen und lächelte. »Bezaubernder Anblick, wie eh und je. Hast du heute etwas Besonderes vor oder aus welchem Grund bist du dermaßen schick?«

Meine Nachbarin errötete und kicherte in diesem gekünstelten Tonfall, den ich hasste. Äußerlich blieb ich selbstredend gelassen.

»Du Charmeur! Ich wollte mich mit einer Freundin zum Essen treffen. Die Gute hat ja solchen Liebeskummer ... Manchmal denke ich, wir sollten uns gar nicht mehr auf die üblichen Beziehungen einlassen. Die machen eh nur Ärger.« Sie versuchte sich an einem lasziven Augenaufschlag. Leider war sie darin keine Meisterin und ich hatte den Vergleich zu meiner Schwester, weshalb ich ihr diesen nicht abnahm. Ihre Worte verstand ich jedoch deutlich.

»Übliche Beziehungen sind nicht mein Ding. Die bringen in der Tat nichts als Scherereien mit sich. Was spricht denn dagegen, sich Begierden hinzugeben und danach seiner Wege zu ziehen? Gemeinsame Leben aufzubauen wird überschätzt«, ging ich auf ihr Spiel ein. Während sie erneut kicherte, blickte ich rasch auf meine Uhr. Ich durfte den Termin nicht versäumen, doch langsam entwickelte ich Spaß daran, diese Frau zu verunsichern. Meine Äußerungen waren gewagt und ganz offensichtlich kämpfte Liane gegen die Etikette, die ihr auferlegt worden war.

»Nun ja, das ist als Mutter leider nicht mehr ganz so leicht. Vor allem bei einem Jungen, wie Moritz.«

Ich dachte an den Jungen auf dem Skateboard. Er hatte irgendwie verloren ausgesehen. Diese Miene kannte ich nur zu gut.

»Verhält sich dein Sohn in letzter Zeit seltsam?«

»Oh, nun ja ... Er hat seine Schwierigkeiten in der Schule und auch sonst kann man ihn launisch nennen. Die meiste Zeit schließt er sich im Zimmer ein und lässt niemanden an sich heran.« Liane zuckte mit den Schultern, nicht erfreut, in welche Richtung die Unterhaltung ging.

Launisches Verhalten? Sich ins Zimmer einschließen, um allein zu sein? Dieses Verhalten alarmierte mich. Was, wenn Roberts Fall nichts mit Adrians oder meiner Sippe zu tun hatte, sondern mit einem Außenstehenden? Ein zufällig Gewandelter, der zudem bald aus dem Teenageralter raus war. Triebe, Emotionen, Hormone ... ein mörderischer Cocktail!

»Gibt es einen besonderen Anlass für diese Stimmungsschwankungen? Ich weiß, es geht mich im Grunde nichts an«, schenkte ich ihr während dieser Worte mein einnehmendstes Lächeln und sie war sogleich besänftigt.

»Seit ein paar Wochen geht das nun so. Eine Sache in der Schule.« Mehr wollte Liane wohl nicht dazu sagen, denn sie zog sich zurück und wandte sich zum Gehen. Es erinnerte mich an eine Flucht. »Ich bin leider spät dran. Es war wie immer schön, mit dir zu sprechen, Samuel.«

»Das Vergnügen ist stets auf meiner Seite«, brachte ich diese Floskel heraus und grinste.

Ich ließ sie entfliehen, obwohl für mich diese Angelegenheit alles andere als abgeschlossen war. Seit ein paar Wochen ...? Eventuell seit der letzten Mondphase? Es würde sich vermutlich lohnen, den Jungen

besser kennenzulernen und zu sehen, ob sich mein Verdacht erhärtete.